



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Reumonts Erinnerungen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

erwarten dürfen. Für die Auswanderung ist der Kongostaat schon wegen des heißen und ungesunden Klimas so wenig wie andre Tropenländer geeignet. Die Stimmung der leitenden Beamten der Internationalen Gesellschaft erwies sich deutschen Beamten nicht günstig, und es befinden sich solche nur in untergeordneten Stellungen. Alle gut dotirten Posten sind mit Engländern oder Belgiern besetzt. Unsrer Kaufleute und Fabrikanten endlich haben ohne Zweifel anderwärts bessere Aussichten auf gewinnbringende Geschäfte als hier, wo noch jahrelang zu roden und zu pflanzen sein wird, ehe Dinge reifen, die sie brauchen können.



## Reumonts Erinnerungen.



er hochbetagte Diplomat und Schriftsteller Alfred von Reumont hat die Befewelt vor kurzem mit einem neuen Buche beschenkt, dem er den Titel Aus König Friedrich Wilhelms des Vierten gesunden und kranken Tagen gegeben hat, das wir aber, da die Mittheilungen desselben über Friedrich Wilhelm den Vierten nur einen Teil seines Inhalts, und zwar nicht viel mehr als die Hälfte desselben bilden, mit unsrer Überschrift richtiger bezeichnet zu haben meinen. Es ist ein Rückblick des Verfassers auf sein Leben und die Persönlichkeiten, mit denen er während desselben in Berührung gekommen ist, und zu denen als Mittelpunkt König Friedrich Wilhelm der Vierte zählt. Reumonts Leben ist ein reiches gewesen, viele der erwähnten und mehr oder minder ausführlich charakterisirten Personen haben in politischer oder gesellschaftlicher Beziehung Bedeutung gehabt, und so beanspruchen diese Aufzeichnungen nach verschiedenen Richtungen hin Interesse. Ein Charakterbild des Königs, das man nach dem Titel erwarten konnte, liefern sie nicht, am wenigsten ein vollständiges, wohl aber mancherlei neue Züge zu einem solchen. „Ich berichte nur, heißt es im Vorworte, von dem, was ich selbst erlebt und angesehen habe, oder was in nächster Nähe vorgegangen ist. . . Es ist, soviel an mir lag, eine Schilderung seines Seins und seines Wirkens, wie ich ihn in nächster Nähe, in guten wie in schlimmen Zeiten zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, zu Hause und auf Reisen, in der Gesellschaft, in mancherlei Geschäften und Beziehungen.“ Im übrigen soll diese Schilderung „ein Zeugnis der Wahrheit und zugleich der Dankbarkeit ablegen,“ wobei freilich zu bedenken ist, daß die Dankbarkeit un-

willkürlich zu verklären pflegt, womit der Wahrheit nicht immer gebient ist. Das ist auch Neumont begegnet, soweit er über Friedrich Wilhelm als König urteilt, obwohl schon seine Natur und seine politische Anschauung ihm denselben größer und lichter erscheinen lassen, als er vor Unbefangenen dasteht. Wertvoller für die Geschichte ist das Bild des Menschen, des Freundes der Wissenschaft, der Literatur und Kunst, und des Christen, welches sich von dem verewigten Fürsten aus diesen Beiträgen zu seiner Kenntnis gewinnen läßt, doch muß man auch hier mitunter von Superlativen absehen, in welche die Dankbarkeit oder sonst ein Gefühl des Charakterisirenden nicht selten ausbricht. So, wenn wir S. 52 lesen:

Schärfe des Verstandes und Tiefe des Gemütes, Lebendigkeit der Phantasie und Ausdauer der Ueberlegung waren bei ihm in wunderbarem Maße vereinigt. . . Die lebensvollste Frische, die rascheste Auffassung, die innigste Durchdringung, verbunden mit dem natürlichsten Wohlwollen, dem regsten Mitgefühl, der nachsichtigsten Freundlichkeit. Bei großer Beweglichkeit des Geistes und des Gefühls standhaftes Festhalten an dem als wahr Erkannten, bei ungewöhnlicher geistiger Spannkraft unverwandtes sittliches Bewußtsein, bei fürstlichem Hochgefühl wärmste Schätzung des Menschenwertes; mit der liebevollsten Anhänglichkeit an die Seinen und der treuesten Fürsorge für dieselben vereint, mit seltener Zuverlässigkeit in der Freundschaft, bei dem schlagendsten Witz eine sensitive Scheu vor Kränkung, bei lebendigem, zu leicht aufbrausendem Temperament versöhnende Güte.

Weniger superlativisch und darum wahrer heißt es S. 54:

Mit der Sehnsucht nach dem Siege des Edeln und Sittlichreinen war bei ihm der lebendigste Schönheitsfönn vereinigt. Er äußerte sich in der höhern Auffassung alles dessen, was das Menschenleben adelt und schmückt, wie in der schöpferischen Kunstbegabung, welcher kein Zweig und keine Seite ästhetischer Thätigkeit fremd und fern blieben, den Gehalt ebenso wie die Form umfassend und nur in der innigsten Harmonie und Vermählung beider wie in der Verbindung von Ideal und Wirklichkeit rechte Befriedigung findend. Ein Streben von Jugend an klar und offenbar, gefördert und gehoben durch einen seltnen Einklang von Erfindungsgabe und Studium, von Geschmack und Kenntnissen, von poetischer Auffassung und technischem Urteil. Lebendige Empfänglichkeit für dichterische Schönheit ging Hand in Hand mit der selbstthätigen Freude an der bildenden Kunst. Denn die Poesie umfaßte für ihn zur selben Zeit und in demselben Maße Schrift und Bild als zwiefachen gleichberechtigten Ausdruck derselben geistigen Thätigkeit, als Doppelstrahl desselben Lichtes. Die wenigen in gleichem Maße verliehene Plastik der Gedanken, welche sich im großen und ganzen nicht nur, sondern im Detail selbst auf die konkrete Form erstreckte, wurde durch die Raschheit und Sicherheit des allseitig umfassenden Erkennens künstlerischer Eigenschaften und Erfordernisse umso mehr beurfundet, als das äußere Hilfsmittel des ferntragenden Blickes fehlte, als die Kraft des körperlichen Auges nicht der des geistigen, nicht der wunderbaren Schnelligkeit der Kombination, nicht der erstaunlichen Schärfe des Gedächtnisses entsprach.

Friedrich Wilhelm war ein aufrichtiger Geist, aber kein beschränkter Formalist. Tiefgeföhlt war sein Gelübde: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen,“ stark sein Bewußtsein, daß er die Krone von Gott zu Lehen trage.

Unduldsamkeit kannte er nicht, aber auch nicht jene schlaffe Toleranz, die sich aus Gleichgiltigkeit und Trägheit zusammensetzt. Fest im Glauben, erkannte er die Überzeugung anderer als gleichberechtigt an, und fest im evangelischen Bekenntnisse stand er über den Unterschieden der Konfessionen, wo es sich um den gemeinsamen christlichen Glauben handelte, den Boden der Freiheit, nicht der Willkür. Die Erkenntnis, daß christlicher Sinn in Haus und Familie geweckt und gewahrt werden müsse, bedingte bei ihm solche Weckung und Wahrung auch im Staate. Wie er die Heiligung der Ehe anstrebte, so auch die Sonntagsheligung. Ob das Ideal des christlichen Staates, so wie er sich gebildet hatte, zu verwirklichen war, ist zweifelhaft; aber wie man auch davon denken möge, stets wird man seine Überzeugung ehren, zu der er sich freudig bekannte, für die der Gang der Geschichte ihm den thatsächlichen Hinweis gab, und von der sein eignes Leben zeugte, ein Spiegel reiner Sitte, schöner Häuslichkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit auf dem Throne. Wie er in dieser Beziehung empfand, möge folgendes Gebet zeigen, das er am 20. März 1845 niederschrieb und in seine Hausbibel legte:

Die Glocken verkünden die morgende Feier des großen Erlösungstages. Ich sinke auf die Kniee vor Dir nieder, Herr Jesu Christe, der Du in Gethsemane — auch für mich mit dem Tode rangeht unter blutigem Schweiß. O vereinige mich im Geiste, wie kein armer sündiger Mensch es vermag — o hilf Du mir dazu — mit dem hochheiligsten Geheimniß der Menschenerlösung, welches Du, o Herr, morgen aufs neue wesentlich mir zuwenden und besiegeln willst im hochgebenedeiten Sakramente des Leibes und Blutes. Ich will mich prüfen nach dem Gesetze. Richte Du mich nach der Gnade, die Du, König der Ehren, Allerheiligstes Lamm Gottes, unterm Fluche der Menschenfünde zusammenbrechend im unaussprechbaren und unausdankbarem Siegestampfe für Adams sündiges Geschlecht errungen hast. Hilf mir nun, o Herr, wenn ich mich jetzt selbst prüfe — hilf mir mit Deiner Antwort — hilf mir, daß alles durch Deine Gnade mir Vorbereitung werde, Schweigen, Reden, Beten, Schlafen und Wachen. Ja, hilf mir, Herr, an Leib und Seele, und führe Du mich selbst zum heiligen Tische, daß ich unter dem Dreimal-Heilig-Rufen meiner Seele im Sakramente Deines Tod und Hölle besiegenden Lebens theilhaftig werde. Erhöre mich, Herr Jesu, um Deines lebengebenden Namens Herrlichkeit willen. Amen.

So hat er im Durchgange durch eine Zeit, die dem Staate wie der Kirche ihren demokratischen Materialismus aufzuzwingen suchte, wohlthätig eingewirkt auf die Wiedergeburt des geistigen Lebens in seiner Kirche wie auf anderer Bekenntnisse, auf das kirchliche Interesse wie auf die Herzenserweckung und die religiöse Haltung des Volkes, und wenn dabei auch schlimme Erscheinungen, unduldsamer Eifer und heuchlerisches Treiben hervorgerufen wurden, so war das nicht seine Schuld.

König Friedrich Wilhelm ist der politischen Aufgabe, die ihm seine Zeit stellte, und die allerdings gewaltig war, nicht gewachsen gewesen, aber er hat deswegen keineswegs das Szepter vergebens getragen. Seine Begabung ging

nach anderer Richtung, er gehörte noch der Entwickelungsperiode Deutschlands an, die der gegenwärtigen politischen vorausging und als die ästhetische bezeichnet werden muß, und wir können dem Verfasser wohl beipflichten, wenn er sagt: „Er hat der Fülle seiner Ideen im geistigen Bildungsweisen nach den verschiedensten Richtungen Ausdruck gegeben mittels Universitäten, Schulen, Museen, Bibliotheken, Bauten, Monumenten, wissenschaftlichen Reisen, Förderungen und Unterstützungen jeder Art. Er hat die innerhalb der Grenzen des Möglichen und Ausführbaren sich haltenden Erwartungen, welche seine Jugend und der Antritt seiner Herrschaft weckte, nicht getäuscht, so sehr auch die Gegenströmungen der Zeit während der größern Hälfte seiner Regierung und die Folgen der Stürme in der Mitte derselben seine Wirksamkeit beeinträchtigen mochten. Der geistige Ruhm Preußens ist durch ihn gewahrt und gehoben, das geistige Erbe, das er angetreten, durch ihn gesichert worden, der organische Zusammenhang zwischen Leben, Wissen und Kunst, und der historische Zusammenhang der verschiedenen Epochen ist in allen seinen Schöpfungen immer klarer hervorgetreten und hat dem Einzelnen als Teil des großen Ganzen seine Berechtigung verliehen.“

Aus dem nächsten Kapitel, das sich ausführlich über Bunsen verbreitet, den Reumont genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, heben wir folgende Urtheile und Mittheilungen als besonders interessant hervor.

S. 86: Ich erinnere mich kaum einen Mann gekannt zu haben, bei dem die hohe Meinung von sich selber, von seinen Fähigkeiten und Verdiensten und von der ihm gebührenden Stellung sich so entschieden und selbstbewußt ausgesprochen hätte. Daß es mit großer Naivetät geschah, milderte einigermaßen den sonst nicht angenehmen Eindruck. S. 99: Er ist mir immer zum praktischen Staatsmanne ungeeignet erschienen. Nicht, als hätte es ihm an Ideen, auch großen und schönen, an edlen Inspirationen und weitreichenden Anschauungen gefehlt, er hatte deren bisweilen nur zu viele. Er hatte Herz und freudigen Mut zur Ausführung und war bereit, seine Person einzusetzen [?], während er mit voller Seele bei der Sache war. Aber er wußte nicht mit gegebenen Verhältnissen zu rechnen, er unterschied die Grenzen zwischen Gedanken und Wirklichkeit nicht gehörig, was alles mit den Illusionen zusammenhing, die er sich über das eigne Vermögen machte. . . Wer seine Briefe und Lufubrationen liest, wird sich der Betrachtung nicht verschließen können, wie er von einer Selbsttäuschung zur andern schritt, wie er oft eine große That vollbracht, einen entscheidenden Moment herbeigeführt, einen glorreichen Sieg erkämpft zu haben glaubte und Gott dankte, daß er dessen gewürdigt worden, und wie damals das Ganze gleich einer Seifenblase zerplatzte und die Welt ruhig weiterging, bis irgendein neues Projekt austauchte, um auf gleiche Weise zu enden. S. 107: Seine Vorzüge und Fehler im amtlichen Leben wiederholen sich auf literarischem Felde. Er besaß gleich großen Reichtum an Wissen wie an Ideen, Leichtigkeit der Konzeption und der Gestaltung wie der Arbeit überhaupt, Lebendigkeit und Gewandtheit der Form, wenngleich ohne Präzision wie ohne Beredsamkeit. In vielen Fächern war er zu Hause; was ihm hier und da an Gründlichkeit abging, ersetzte er scheinbar durch glückliche oder wenigstens plausible Kombinationen, worin aber auch wieder eine Gefahr für ihn lag. . . In der römischen Geschichte hat er

selbstthätig nichts geleistet, in den Antiquitäten nichts von bleibender Bedeutung. Das letztere gilt auch von seinen übrigen Werken; obwohl sie manchen guten und fruchtbaren Gedanken enthalten, ist kaum eins darunter, das jetzt noch als wirklich brauchbar bezeichnet werden könnte.

Die eingehende Schilderung, die Ranke von dem Verhältnisse Friedrich Wilhelms zu Alexander von Humboldt gegeben hat, findet in einigen Stellen des fünften Kapitels eine willkommene Ergänzung. Wir lesen da unter anderm folgendes:

Der König hatte Humboldt in gewisser Beziehung von seinem Vater übernommen; denn auch dieser, obwohl eine so verschiedne Natur, bezeugte diesem Manne Vertrauen und Anhänglichkeit und hatte ihn gern um sich. Das Expansive und Gebende war auf seiten des Königs. Humboldt war eine viel kältere Natur und hat der herzlichen Zuneigung, welche Friedrich Wilhelm der Vierte zu ihm hegte, ihrem vollen Werte gemäß wohl nie entsprochen. Aber wenn der König ihn in seiner Nähe zu sehen wünschte, weil Humboldt, wie Adolph Trendelenburg ihn richtig bezeichnet hat, das lebendige Band der wissenschaftlichen Vereine auf beiden Erdhälften, ihn mit der großen Welt geistiger Bestrebungen gewissermaßen in Berührung erhielt, so konnte auch Humboldt nicht ohne den König sein. . . . Das Hofleben war für ihn eine Notwendigkeit. Er klagte wohl, daß es ihm seine Zeit raube . . ., daß es ihn zerstreue und zerplittere, aber er fühlte sich unglücklich, wenn er nicht dabei war. Es war ihm zur andern Natur geworden. Es diente ihm dazu, eine Menge von dem, was er erforscht und erfahren, andern als dem Gelehrtenstande mitzuteilen, es diente ihm nicht weniger dazu, für gelehrte Zwecke zu wirken, wobei er wesentlich auf des Königs persönliches Interesse rechnete. . . . Der König hatte für ihn ein offnes Ohr, auch wenn seine Anliegen ihm nicht gerade bequem kommen mochten, und Humboldt hat von dieser Geneigtheit für wissenschaftliche Zwecke den größten Nutzen gezogen. Dafür wird man ihm immer Dank schuldig bleiben müssen. Von eigentlicher tiefer Sympathie konnte zwischen beiden Männern nicht die Rede sein. . . . In den Abendgesellschaften bei Hofe, wo Humboldt am meisten zu Worte kam, war er nicht immer bequem, auch dem Könige nicht, der jedoch, ohne ihn zu verletzen, sich wohl frei zu machen wußte. Eine Zeit lang war er unermülich im Vorlesen aus dem Journal des Débats, womit er gelegentlich auch dann fortfuhr, wenn der König nicht im geringsten mehr darauf achtete, ruhig architektonische oder landschaftliche Skizzen entwarf oder auch wohl in ein Buch hineinsah. Oder er wurde nicht müde, geographisches Detail vorzutragen, was dann, da seine Redeweise, namentlich in den letzten Jahren, oft einem langsam fließenden und murmelnden Bache glich, geringen Eindruck machte, auch wohl halbverstanden blieb. Es war ihm höchst unangenehm, wenn er unterbrochen wurde, wenn er nicht zu seiner Vorlesung kam, wenn er nicht das Gespräch beherrschte. In dieser Beziehung war er unglaublich eifersüchtig. Es geschah nicht oft, daß der Hofrat Schneider abends herangezogen wurde, aber wenn es geschah, so spottete er über seinen „Kollegen Schneider.“ Der König liebte sehr die Konversation mit der Generalin von Luch, welche lebendigen Geist mit französischer Grazie und Gewandtheit verband. Dafür nannte Humboldt sie die „Hofrätin Luch“ . . . Er nährte heftige Antipathien. Ueber manche der Minister des Königs äußerte er sich mit großer Schärfe . . . Ranke war er nicht gewogen, was sich weniger auf den Historiker, obwohl dessen Stil ihm nicht zusagte, als auf den Politiker bezog. Er konnte es nicht verwinden, daß Ranke in den Staatsrat berufen

worden war und gelegentlich über einzelne Fragen seine Meinung zu äußern hatte, und daß der König etwas von seinem politischen Urteile hielt, während sein eignes völlig unbeachtet blieb, mochte er es auch ungefragt oft äußern. In den Jahren nach 1848 wurde Markus Niebuhr seine *bête noire* und war ihm mit dem General Gerlach, Professor Stahl u. a. ein Dorn im Auge. . . . Soviel ich aber in dieser Zeit mit ihm umgegangen bin, habe ich doch nie ein eigentlich unfreundliches Wort über den König aus seinem Munde vernommen. . . . Es war, als ob eine gewisse Atmosphäre oder die Berührung mit einem Medium [Barnhagen und verwandte Geister], dessen gehässige Gesinnung eine Art Einfluß auf ihn äußerte, nötig gewesen wäre, um ihn zu dem bitteren Spotte zu verleiten, wovon leider nur zu schlimme Proben vorliegen.

An Karl Ritter schätzte der König die Beherrschung des gesamten geographisch-historischen Gebietes, die Gabe der Kombination neben der plastischen Darstellung, die mit der Humboldtschen wetteiferte, das lebendige religiöse Bewußtsein und das demselben entsprechende Bestreben, die Ergebnisse der Wissenschaft zu Gottes Ehre dienen zu lassen. An Ranke hatte er schon beim Erscheinen seiner ersten Werke großen Anteil genommen. Aus anfänglichen Begegnungen, deren erste während Rankes erster italienischer Reise im Jahre 1829 stattfand, entwickelte sich ein näheres Verhältnis, und der geniale Historiker wurde ein häufig und immer gern gesehener Gast im Schlosse und auf den Landtagen des Königs. Der letztere hat Rankes Beschäftigung mit heimatischer Geschichte freudig begrüßt, aber nicht mehr die Arbeiten erlebt, in denen dieser die Anfänge des preussischen Staates und andererseits dessen neuere Geschichte eingehend dargestellt hat. Dagegen konnte er die Erforschung und Darstellung der vaterländischen Vergangenheit fördern, die, durch Raumer, Voigt, Menzel und Stenzel vor seiner Thronbesteigung eingeleitet und durch Rankes Beispiel und meisterhafte Führung beeinflusst, zunächst an der Berliner Universität, dann in ganz Deutschland zur schönsten Blüte gelangte. Raumer hatte dem König, als er noch Kronprinz war, geschichtliche Vorträge gehalten, und seine vielseitige historische und staatswissenschaftliche Bildung schien ihn dazu besonders zu befähigen. Aber er war keine Natur, welche Friedrich Wilhelm befriedigen konnte. Obgleich sein bestes Werk, die noch jetzt vielfach anziehende und wertvolle Geschichte der Hohenstaufen, einem mittelalterlichen Stoffe gewidmet ist, war er seinen Anschauungen, Gefühlen und Neigungen nach durchaus modern, ein Gemisch von einem Liberalen französischen Zuschnittes und einem Liebhaber des altpreussischen Bürokratismus, das den mittelalterlichen Staatsorganismen gegenüber, die den Romantikern als Ideal vor schwebten, auch eine Art Liberalismus ist. Von einer persönlichen Stellung Raumer's zum Könige war nicht die Rede, wenn auch erst mehrere Jahre nach dessen Regierungsantritt vollständige Entfremdung eintrat.

Mit den Berufungen von 1841 hatte der König, wie Reumont mit Beispielen begründet, nur zum Teil Glück. Abgesehen von Tieck beabsichtigte er

damit vorzüglich, der Berliner Universität und Akademie neue bedeutende Kräfte zuzuführen. Der Umstand jedoch, daß hierbei besonders berühmte Namen in Betracht kommen, hat vergessen lassen, daß mehrere der Gewählten durch Alter und bisherige Beziehungen schon zu sehr in andern Kreisen heimisch geworden waren. Am wenigsten hat Rückert, der zur Belebung der orientalischen Studien mitwirken sollte, den gehegten Erwartungen entsprochen. Auch bei Tieck, der durch geistvolle Unterhaltung und durch sein großes Talent als Vorleser die Mußestunden des Königs angenehm ausfüllen, und dem zugleich ein sorgenfreier Lebensabend geschaffen werden sollte, wurde Friedrich Wilhelms Absicht nur unvollkommen erreicht. Er hatte sich in Dresden an bequemes Leben gewöhnt, er litt an der Gicht, und so war ihm seine neue Stellung nicht selten hinderlich. Nach gewissen Literaturgeschichten hätte er in den „zerstreuten und unaufmerksamen“ Hofkreisen vorlesen müssen, und das hätte ihn verdrossen. Reumont aber sagt nach Erfahrung: „Die Hofreise waren nicht zerstreut noch unaufmerksam, aber Tieck, wenn er nicht Shakespeare oder den Prinzen von Homburg oder andre dramatische Werke vorlas, war in seiner Wahl oft nichts weniger als glücklich . . . Daß seine pekuniären Verhältnisse auch bei des Königs Großmuth nicht prosperirten, hing mit der geringen Ordnung zusammen, die bei ihm sein ganzes Leben lang gewaltet hat.“ Gut gelang es dem Könige mit Schelling, der mit der Befugnis zu Vorlesungen an der Universität berufen worden war, und der sich in das abendliche Gesellschaftsleben im Schlosse leicht hineinfand. Er war dem Könige persönlich angenehm; denn dieser theilte seinen Standpunkt in ästhetischen Anschauungen und erblickte in seiner Stellung zum positiven Christentum ein Gegengewicht gegen die in den letzten Zeiten der vorhergegangnen Regierung überwiegend begünstigte Hegelsche Philosophie. Zu den glücklichsten Berufungen gehörte die der Brüder Grimm, zu welcher Savigny und die Bettina mitgewirkt haben, die aber keine Schwierigkeiten fand, da der König die gelehrten Arbeiten der beiden zu würdigen wußte und an den populären Schriften, die sie der deutschen Nation liebgemacht hatten, große Freude fand. „In seine eignen engeren Kreise sind die Brüder kaum gelangt. Aber ihre Wirksamkeit in Berlin hat reiche Früchte getragen.“

Das Lieblingsfach des Königs unter den Künsten war die Architektur. Er ging dabei vom klassischen Gesichtspunkte aus, wozu die Lehren seiner Jugend in gleichem Maße mitgewirkt hatten wie sein lebendiger Sinn für die Harmonie und die Einfachheit und Strenge in den Formen der hellenischen Baukunst. Eingeführt war er in die Kunstwissenschaft von Aloys Hirt, der, einst weit überschätzt, jetzt oft nicht genügend anerkannt wird. Daneben wirkten die tiefen Anschauungen und die Praxis Schinkels mächtig auf den Kronprinzen, und später machte sich der Einfluß Rumohrs geltend. Schon früh offenbarte sich Friedrich Wilhelms ungewöhnliche künstlerische Begabung. Die nach seinem Tode auf Veranlassung seiner Gemahlin durch Olfers und Stüler veröffent-

lichte Auswahl aus seinen zahllosen Handzeichnungen hat (durch Lichtdruck vervielfältigt) auch weitern Kreisen eine Vorstellung von dem Reichtume seiner Erfindungskraft, von der Mannichfaltigkeit seiner architektonischen Konzeption, von seinem lebendigen Naturgefühl und der Ausbildung seines Sinnes für landschaftliche Schönheit und Eigentümlichkeit gegeben. Die architektonischen Skizzen bekunden starke Vorliebe für die Antike und für die Anwendung ihrer Formen auf die Kirchenbaukunst. In den landschaftlichen Kompositionen überwiegt der Charakter der südtalienischen Mittelmeerküsten mit ihren vielen Buchten und Vorgebirgen, die der Architektur so vielen Spielraum gewähren.

Zahlreiche Reminiszenzen wechseln und verbinden sich mit freien Erfindungen voll Phantasie und Anmut und runden sich zu vollendeten Entwürfen, die nur der künstlerischen Ausführung bedürfen, welche ihnen auch bisweilen zuteil geworden ist. In buntem Wechsel folgen andre Motive, Felsenschlösser, Gesellschaftsräume mit zum Teil grotesker und phantastisch kostümierter Staffage, Erinnerungen an die Renaissancezeit u. a., bald mit Bleistift oder Kreide ausgeführt, bald mit der Feder, mit schwarzer oder blauer Dinte, in einigen Fällen mit Erläuterungen, Daten oder Monogramm. Diese Zeichnungen sind teils in abendlicher Unterhaltung, teils beim Vorlesen, auch wohl beim Vortrage, und auf Blättern, wie der Zufall sie bot, entstanden. Der König blieb nicht gern längere Zeit unthätig, und wenn er Kunstblätter oder andre angesehen hatte, griff er oft inmitten der Konversation zum Griffel, ohne seine Aufmerksamkeit darauf zu beschränken. Auch hatte er die Eigentümlichkeit, bei stiller Betrachtung während des Vorlesens mit dem Finger Figuren in die Luft zu zeichnen, wie manche es beim Kopfrechnen thun, um sich die Zahlen einzuprägen.

Wenn er da, wo er in seinen Konzeptionen völlig frei verfahren konnte, am liebsten von der klassischen Kunst oder der Frührenaissance ausging, sollte er doch auch andern Stilen Anerkennung. Er gab der Basilikenform für den evangelischen Kirchenbau den Vorzug, drängte sie aber nicht auf. Das Aachener Münster wurde mit seiner Unterstützung restaurirt, an den Domen zu Magdeburg, Naumburg und Halberstadt, an der Wiesenkirche zu Soest, an der Marienburg und in Danzig wurden umfassende Arbeiten von ihm angeordnet, endlich hat er den Fortbau des Kölner Domes, des größten gothischen Gotteshauses der Welt, in einer Weise gefördert, welche schon bei seinen Lebzeiten die Vollendung in sichere Aussicht stellte. Eine Eigenschaft des Königs, welche den von ihm unternommenen Architekturwerken sehr zu gute gekommen ist, war das, was er seine Lithomanie nannte, „wo immer der König schöne Steingattungen erwerben konnte, verwendete er sie zum Schmucke seiner Bauwerke. . . . Höchsten ungern ging er daran, sich mit dem Stuck zu behelfen wie sein Schwager König Ludwig; wo es möglich war, griff er zu Marmor, Granit oder Marmor.“

Friedrich Wilhelm teilte die Vorliebe seines Vaters für Raffael und dessen Schule, aber mit tieferm Eingehen in Wesen und Geschichte der Malerei, als vor den Arbeiten Franz Kuglers zu erwarten war. Wie er die Aufgabe dieser Kunst und der Plastik in bezug auf ihre Bedeutung in der Kulturgeschichte

wie auch ihr Verhältnis zum modernen Leben auffaßte, zeigen die unter seiner Mitwirkung ausgeführten Werke, Anstalten und Erwerbungen. Auch hier machte sich bei ihm die historische Auffassung geltend, wie wir am Raffaelaal, an den von Vagas u. a. gemalten Bildnissen gelehrter Zeitgenossen und an Hildebrandts palästinensischen Landschaften sehen. Nicht immer war er einverstanden mit dem, was angekauft worden war. Die Kaulbachschen Wandgemälde, zu deren Ausführung ihn die Geisterschlacht bewogen hatte, wirkten allerdings auf ihn ein, aber er scheint nach Neumont Ansichten nicht ferngestanden zu haben, nach welchen die Kompositionen „weder christlich noch klassisch, sondern im Geiste Victor Hugos gehalten waren.“ In Lessings Fuß vor dem Konzil „schienen gewisse Figuren ihm unwürdig. Schlimmer aber stand es mit der Gefangennehmung des Papstes Paschalis. Er geriet in hellen Zorn über den gespreizten Theaterkönig, zu welchem Kaiser Heinrich degradirt war. . . Herr v. Olfers, der das Gemälde präsentiren mußte, hatte einen schweren Stand, der durch den hohen Preis nicht erleichtert wurde.“

Olfers hat während der ganzen Regierungszeit des Königs eine große Thätigkeit entwickelt und bedeutenden Einfluß auf die Kunstangelegenheiten geübt, und wenige höhere Beamte haben mit Friedrich Wilhelm persönlich soviel zu verhandeln und seine eigensten Anschauungen und Absichten zu verwirklichen gehabt, wie er. Das neue Museum wurde unter seiner Oberleitung gebaut, das Schinkelsche erheblich umgestaltet. Um sich einen Begriff von der kolossalen Arbeit zu machen, welche das erstere veranlaßte, braucht man sich nur im allgemeinen zu vergegenwärtigen, was es in seiner Gesamtheit ist. Nur die unablässigste Sorgfalt in der Ausführung des Details hat hier die Wiedergabe des umfassenden Gedankens ermöglicht, und wenn Olfers an den Vorstehern der einzelnen Abteilungen und den ausübenden Künstlern mehr oder minder geschickte Berater und Gehilfen fand, so ist ihm doch das Verdienst der Leitung des Ganzen nach den Ideen des Königs ungeschmälert zuzuerkennen. Die kräftigste Unterstützung fand er dabei an Stüler, dem Architekten, von welchem Neumont sagt: „Sein eigener Reichtum an Ideen und Kenntnissen wetteiferte bei seiner wahrhaft außerordentlichen Thätigkeit auf dem Gebiete des Bauwesens mit dem seines königlichen Herrn, und wenige haben gleich ihm die Gabe besessen, nicht etwa bloß für ihre Bauentwürfe von der Lokalität Vorteil zu ziehen, sondern die Ungunst von Lokalitäten in einer Weise zu überwinden, daß sie sogar zu anmutigen Erfindungen Anlaß boten.“ Man hat ihm Effektizismus, zu große Hinneigung zum malerischen Prinzip und Übermaß in der Dekoration vorgeworfen. Aber Neumont meint, der erste Tadel treffe ihn kaum, da die ihm gewordenen Aufgaben die Anwendung verschiedner Stilgattungen bedingt hätten.

Wenn man bedenkt, daß unter Friedrich Wilhelms Regierung etwa dreihundert Kirchen erbaut oder erneuert worden sind, und daß ein Drittel davon nach Stüler=

sehen Zeichnungen entstanden ist, so wird man es begreiflich finden, daß er den Stil derselben variiert hat, und daß der Zentralbau mit dem gothischen, die italienische Renaissance mit dem Basilikenstil abwechselte. . . . Stüler's Herzensneigung war für die Renaissance, welche er in ihren verschiedenen Epochen und Formen, von ihrer Anlehnung an germanischen und romanischen Stil bis zu ihrem Uebergang in den modernen, mit ungewöhnlicher Beherrschung ihrer großen Mittel umfaßte und zur Anwendung brachte. . . . Wie es ihr Wesen ist, antike Elemente mit mittelalterlichen unter Vermeidung ihrer Kontraste zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden, so ist bei unserm Meister überall das Bestreben sichtbar, diese wahre Harmonie zu erreichen, die nicht aus einem willkürlichen Zusammewürfeln des Ungleichen, sondern aus der vermittelnden Entwicklung des Verwandten hervorgeht.

Wie Stüler dies ausgeführt hat, zeigen seine Werke an verschiedenen Orten, wo die Renaissance den Reichtum und die Mannichfaltigkeit ihrer Motive je nach dem Zwecke des Einzelnen verwertet hat, z. B. das neue Museum, die Potsdamer Orangerie, die Burg Hohenzollern, welche ihre Türme von beherrschender Höhe aus über die gewellte Ebene Schwabens kühn gen Himmel aufstieben läßt, und das Schweriner Schloß, das sich wie ein Märchenpalast in dem vor ihm glänzenden See spiegelt. Auch der Kapelle des Berliner Schlosses ist zu gedenken, deren großartige Kuppel die Monotonie der überwiegend horizontalen Linien ihrer Umgebung unterbricht, während die der Potsdamer Nikolai-Kirche, welche nach Persius' Tode von Stüler vollendet wurde, namentlich aus der Ferne und über die Wasser Spiegel der Havel hingesehen, einen schönen Mittelpunkt bildet.

In der Musik konnte Friedrich Wilhelm's Geschmack „nur mit seinem ästhetisch künstlerischen Gefühle harmoniren. In der Kirchenmusik hatten die italienischen Meister des sechzehnten Jahrhunderts und späterer Schulen, wie wie er sie in der Sixtinischen Kapelle vernahm, tiefen Eindruck auf ihn gemacht und schwebten ihm bei der Umbildung des Domchors vor, in welchem dann namentlich unter Emil Raumanns Leitung der evangelische Choralgesang zu so hoher Ausbildung gelangt ist.“ In der dramatischen Musik gehörte seine Bewunderung in erster Reihe Gluck, und da die „Vestalin“ die Glucksche Tradition im Übergange zu der modernen spezifisch italienischen Opernmusik festhält, so sollte man meinen, er habe auch Spontini geliebt.

Aber die Behandlung der Orchesterbegleitung in den spätern Werken dieses Komponisten widerstrebte ihm. Ich weiß nicht, ob das Wort aus der Kronprinzenzeit beim Heraustreten aus dem Opernhause nach der Olympia oder dem Alcindor während des Vorüberziehens des Zapfenstreiches: „Gott sei Dank, daß man wieder sanfte Musik hört!“ wirklich von ihm ist. Aber ich weiß, wie er von einem Besuch in Dresden heimkehrend über den Lärm in Richard Wagners „Rienzi“ klagte. Felix Mendelssohn und Meyerbeer weckten seinen lebendigen Anteil. . . . Die Faustkomposition des Fürsten Anton Radziwill, wie sie in der Singakademie musikalisch und dramatisch trefflich interpretirt wurde, zog ihn immer aufs neue an. . . . Groß war seine Freude an dem einfachen Volksgefange, und die Vorträge volks-

tümlicher Melodien, wie sie namentlich durch die rheinischen Männerchöre unübertroffen ausgeführt werden, konnten ihn tief ergreifen.


Wir müssen uns versagen, auf den Inhalt der weitem Kapitel einzugehen und bemerken nur, daß auch von den übrigen die meisten großes Interesse bieten, und daß auch über die Krankheit des Königs und deren Entwicklung bis zu ihrem letzten Stadium verschiedene neue Mitteilungen erfolgen, die als Resultate eigener Beobachtung des Verfassers aus nächster Nähe besondern Wert haben.



## Iwan Turgenjew in seinen Briefen.

Von August Scholz.

3.

ympathisch, wie Turgenjews menschliche Erscheinung, ist seine literarische Physiognomie. Nirgends tritt in der umfangreichen Korrespondenz, welche vor uns liegt, auch nur eine Spur jener Autoreneitelkeit zutage, die auf so manche literarische Gestalt ihren entstellenden Schatten wirft. Er kennt die Grenzen seines Talents und fordert keine Huldigung für dasselbe. Er kennt auch die Gemeinschaft erlesener Geister, in die er seinem ganzen Wesen nach gehört. Sehr entschieden weist er eine Zusammenstellung mit Sacher-Masoch zurück, den man sonderbarerweise mit ihm zusammengestellt hatte! „Ich habe niemals begreifen können, schreibt er an den Petersburger Publizisten Suworin, worin man mich mit ihm vergleichen könnte.“ Als ihm wenige Jahre vor seinem Tode eine Redaktion die Zumutung stellte, etwas von Balzac zu übersetzen, wies er ein solches Ansinnen kurz ab, da ihm dieser Schriftsteller zuwider sei. Dagegen erklärte er sich gern bereit, Rabelais, Montaigne, Cervantes oder Flaubert dem russischen Publikum durch eine Übersetzung zugänglicher zu machen. Man erzählte sich in Rußland von ihm, daß er einige seiner Novellen ursprünglich in französischer, andre in deutscher Sprache verfaßt habe. „Ich habe in meinem Leben, erwidert er auf diesen Vorwurf, für den Druck nicht eine einzige Zeile in nichtrussischer Sprache geschrieben; andernfalls wäre ich kein Künstler, sondern ein geschwätziger Narr.“ Daß er in Gemeinschaft mit Madame Biardot einige seiner Novellen, wie den „Triumphgesang der Liebe,“ ins Grenzboten II. 1885.

51